

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 7 — Sonntag, den 14. Februar 1937

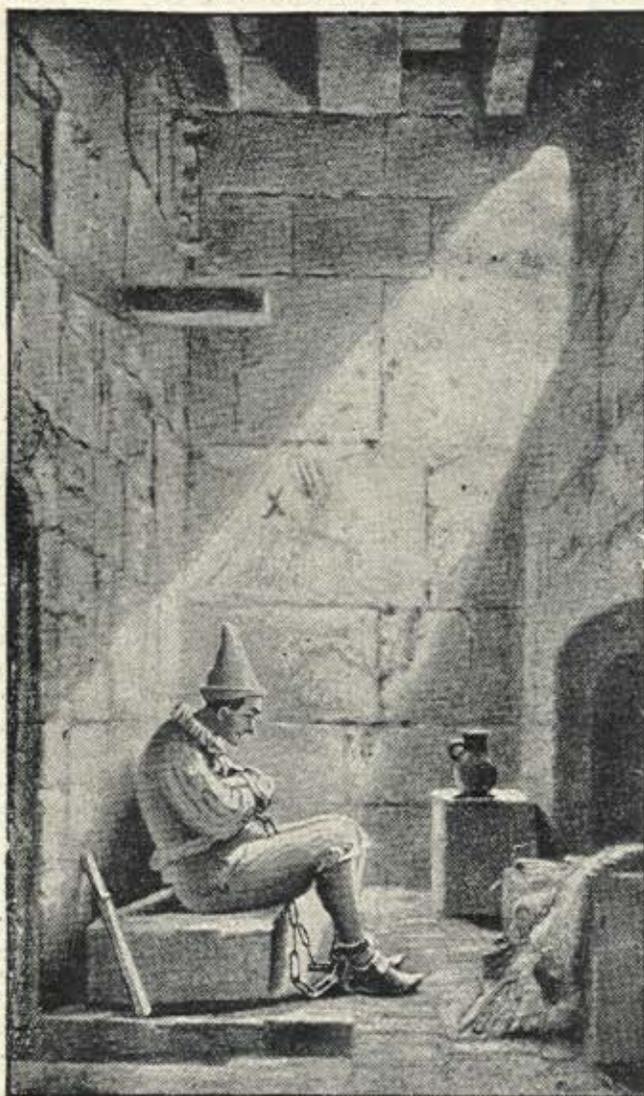
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Aschermittwoch

nach einem Gemälde von Carl Spitzweg

Wieder gefangen — und doch ein Sonnenstrahl des Glücks

Das war ein tolles Treiben in unserem Erzgebirge zur frohen Fastnachtszeit. Wir haben es alle mit erlebt. Wenn auch das Hauptereignis der diesjährigen Karnevalszeit sich in Chemnitz abgespielt hat, so war man doch allenthalben auch in den kleineren Städten und Ortschaften unseres Erzgebirges voll Ausgelassenheit u. harmloser Freude. Nun haben sie ihn wieder gefangen gesetzt, den lustigen Gefellen, dem wir in diesen Tagen einmal so recht mit frohem Sinn gefolgt sind und von dem wir uns auch in unserem Erzgebirge einmal zügellos führen ließen. Wo immer sich Menschen in diesen Tagen zusammenfanden, sei es bei den Veranstaltungen der Vereine, sei es auf dem Tanzboden unserer erzgebirgischen Gasthöfe, deren Anzeigen in den Tageszeitungen erschienen, allüberall prägte Prinz Karneval seinen Stempel auf. Und nun muß er brummen wie unser Bild uns das zeigt. Ist das richtig, daß man einen so lustigen Gefellen einfach einsperrt? Was hat er denn getan, dürfen wir Menschen denn nicht einmal fröhlich sein mit ihm? Fast ist es so, als müßten wir Mitleid mit ihm haben. „Bedenke, daß Du von Asche bist und wieder zu Asche werden wirst!“ Das ist nun einmal so und Carl Spitzweg hat in seinem Gemälde, welches unser Bild wiedergibt, so die Aschermittwochstimmung kundgetan. Nun haben wir wieder Zeit, über den Sinn des Lebens nachzudenken und die Ausgelassenheit in uns einzusperren zwischen hohen Mauern, durch die nur spärlich ein



Sonnenstrahl zu uns huscht. Doch so ist es ja gar nicht gemeint von dem Maler Spitzweg, im Gegenteil — betrachten wir ein anderes von ihm: „Das Ständchen“ oder „Der arme Poet“ — (siehe letzte Seite der vorliegenden Heimatblatt-Ausgabe — so erkennen wir des Künstlers sonnigen Humor in allen Lebenslagen und wir wollen uns von ihm belehren lassen, daß wir die gute Laune, die sich in diesen Tagen des Karnevals allüberall im Erzgebirge gezeigt hat, in den grauen Alltag mit hineinnehmen. Wir haben allen Grund dazu, so recht von Herzen fröhlich zu sein — wenn wir nur dankbaren Herzens um uns schauen und uns von froher Zuversicht und reicher Hoffnung leiten lassen. Jedermann natürlich muß auf seine Weise mit dem Leben fertig werden, jedermann muß auf seine Weise über seinen Sorgen hinweg den Weg zur Sonne finden. Und diese Sonne steht schon wieder höher am Himmel; die Winter Sonnenwende liegt hinter uns. Wer da aufmerksam beobachtet, der merkt, wie ganz allmählich die Tage wieder länger werden, wie frühmorgens die Sonne zeitiger aufsteht als bisher. Wie lang wird es

noch dauern, bis selbst auf den Gipfeln unseres Erzgebirges der Schnee schmilzt, bis die ersten Schneeglöckchen ihre weißen Köpfe heben und einen neuen Frühling einläuten. Nach jedem Winter ein neuer Frühling, nach jeder Sorge ein Sonnenstrahl. Das soll uns das Bild Meister Spitzwegs lehren und wir wollen ihm dankbar sein für seine kunstvollen Werke.

Nächtliche Fahrt im „Leig“

Es war im Jahre 1836, als die Nürnberger Brauerei Lederer von der ersten deutschen Eisenbahn, der sogenannten Ludwigsbahn, die zwischen Fürth und Nürnberg verkehrte, die Erlaubnis erhielt, zwei Fäßchen Bier gegen eine Vergütung von je sechs Kreuzern an den Wirt „Zur Eisenbahn“ nach Fürth zu senden. Der damalige „Direktorialkommissär“ aber hatte große Sorgen um diesen Transport. War ihm doch in einer Verfügung aufgetragen, sich dafür einzusetzen, daß „diese Güterbeförderung in gehöriger Ordnung vor sich gehe, um sie später einmal vielleicht ins Große ausdehnen zu können“. Nun, die Mühe des Direktorialkommissärs hat sich gelohnt. Aus den beiden Fäßchen Bier, aus dem Frachtgut, das am 11. Juli 1836 unter wachsamem Augen von Nürnberg nach Fürth rollte, ist eine Verkehrsrichtung geworden, die Millionen von Tonnen Kreuz und quer durch ganz Deutschland und über den ganzen Erdball befördert. Nur eins ist aus damaliger Zeit geblieben: die Wachsamkeit und die Sorge um die Beförderung der der Eisenbahn anvertrauten Güter. Aber es ist keine bange Sorge mehr um das Schicksal der tagaus, tagein der Deutschen Reichsbahn übergebenen Milliardenwerte, sondern eine tausendfach verästelte Organisation sorgt fast automatisch für den reibungslosen Ablauf des Stückgutverkehrs. Die Allgemeinheit denkt kaum darüber nach, wie sich die Deutsche Reichsbahn in dem Riesenberg von Stückgütern zurechtfindet. Sie hält es für selbstverständlich, daß eine Kiste, ein Möbelstück, ein Fahrrad, ein Kessel, ganze Bäume, ganze Herden von Vieh oder die tausenderlei anderen Dinge des täglichen Lebens pünktlich und wohlbehalten irgendwo eintreffen. Um nun aber einmal selbst erleben zu können, wie das alles vor sich geht, habe ich mir die Erlaubnis erwirkt, des Nachts in einem Güterwagen mitfahren zu dürfen.

Im 65-Kilometer-Tempo durch die Nacht

„Stückgut-Schnellverkehr“ — war in großen weißen Lettern auf den Güterwagen geschrieben. Das gibt es nämlich noch nicht sehr lange. Erst im Jahre 1929 sind diese „Leichten Güterzüge“ eingeführt worden, die Eil- und Frachtstückgut in denkbar kürzester Zeit befördern. Heute durchrollen täglich einige hundert Züge dieser Art bei Tag und Nacht die deutschen Gauen. Wir kennen sie kaum, denn wir sehen meistens nur die endlos langen Güterzüge über die Gleise rollen. Aber damit hat der „Leig“ — der „Leichte Güterzug“ — nichts zu tun. Er legt im 65- bis 75-Kilometer-Tempo durch die Gegend, und er ist auch nicht lang, sondern er besteht meistens nur aus zwei aneinandergeschnittenen großräumigen Wagen, vor die eine Lokomotive gespannt ist. Raum fünfzig Meter mißt der ganze Zug. Aber es sind kaum noch Güterwagen, die die Lokomotive zieht, sondern fahrende Schuppen, in denen während der Fahrt Menschen tätig sind, um das Stückgut zu ordnen. Diese Menschen sind die Begleiter des Stückguts, sie sorgen dafür, daß jedes Stück ohne Zeitverlust den kürzesten Weg zum Empfänger findet. Gaslicht glüht von der Decke und beleuchtet taghell den langgedehnten Laderaum. Jetzt erst merkt man, daß es zwei Wagen sind, die wie bei D-Zügen durch eine eiserne Uebergangsbrücke und einen Faltenbalg miteinander verbunden sind. Die Stirnwände sind aus den Wagen geschnitten, der Durchgang nimmt die ganze

Breite und Höhe der Wagen ein. Auf diese Weise sind zwei Wagen zu einem scheinbar einzigen fahrenden Güterschuppen verschmolzen. Klappstüben an den Wänden ermöglichen die Unterbringung langer Güter, wie Eisenstangen. Und in den letzten paar Quadratmetern hat der Zugführer sein Büro mit Arbeitstisch, Stuhl, Ablegfächern, Kursbüchern, Fahrtberichtslisten und — einem kleinen Gaslocher, der sich aus der Wand hervorklappen läßt. Denn diese Nachtfahrten im fahrenden Güterschuppen, Stunde um Stunde, wobei auf jeder Station ein- und ausgeladen wird, erfordern Umsicht und Erfahrung. Es sind hunderte von Einzelgütern, vom kleinen Marmelade- und Senfeimer bis zu dickbauchigen Kesseln, die in diesem fahrenden Schuppen lagern. Kisten voll Eier, in Sackleinwand genähte meterlange Bäume, Fässer mit lebenden Fischen, lattengeschützte Schränke, Fahrräder in Papptüten, großflächige Sperrholzplatten, Ketten, Rohre, kleine Maschinen, Säcke und Ballen, Körbe



Das erste Frachtgut vor 100 Jahren

und Kisten liegen dazwischen. Sie sind am Ausgangsbahnhof, oberflächlich geordnet — um die Zeitspanne zwischen Aufgabe des Stückguts und Beförderungsbeginn zu verringern —, in den Wagen geladen worden. Jetzt, unterwegs, beginnt das Ordnen und Sortieren. Man steht in dem ratternd durch die Nacht polternden Wagen. Man hat schon den tieferen Sinn des von der Reichsbahn für den Güterverkehr geprägten Wortes: „Abends verhandt, morgens zur Hand!“ an der praktischen Arbeit begriffen. Aber das Verlangen von Otto an Willem versteht man nicht. Was soll die Butter auf der Platte von Willem . . . Obendrein hat er noch nicht mal eine Platte . . . Da aber Willem jetzt die Butterfässer packt und auf ein etwa 90 Zentimeter breites und 1,50 Meter langes Brett vor Otto stellt, geht mir ein Licht auf. Mit der Platte ist dieses Brett gemeint. Es steht auf vier eisernen Füßen und ist die „Seele“ des Frachtgut-Schnellverkehrs. Zwei Schaffner begleiten ständig in den „Leichten Güterzügen“ das aus allen Richtungen der Windrose am Sammelbahnhof zusammengekommene Gut. Willems Platte ist für einen bestimmten Ort in Aussicht genommen. Und deswegen serviert er jetzt auf seiner Platte alles, was an jenem Ort aus dem Zuge muß: Koffer, Stühle, Eimer, Drahtgeflecht, Fässer und Kisten. Bis zu 20 Zentner Stückgut packt er darauf. „Und wer soll das hinaustragen?“ — war meine Frage. Da schob Willem lächelnd einen Hubwagen unter die Platte, drückte zweimal den Führhebel nieder, die Platte hob sich — mit zwei Handgriffen war aus der Platte ein Wagen geworden, den man mit Leichtigkeit herumkarren konnte.

„Krrrr . . . Achtung! Der „Leig“ kommt mit sechs Platten!“

Dieser „Leichte Güterzug“ ist auf der ganzen Strecke von wachsamem Menschen begleitet, nicht nur von den Schaffnern und dem Zugführer, die mitfahren, sondern auch von dem Eisenbahnpersonal auf den Bahnhöfen. Schnell rangiert der kurze Zug auf den einzelnen Bahnhöfen an die Laderampe des Güterschuppens. Die Wagentür öffnet sich, und in wenigen Augenblicken sind die bereitgestellten Platten mit Hilfe der Hubwagen in den Güterschuppen gefahren. Hier stehen neue Güter gleichfalls auf Platten bereit. Zwei Handgriffe am Hubwagen und die Platten haben Räder. In wenigen Minuten können auf diese Weise viele Zentner Stückgut aus und in den „Leig“ befördert werden.

Wenn der Aufenthalt der Güterzüge früher auf einzelnen Stationen bis zu einer Stunde dauerte, jetzt wird das in einigen Minuten erledigt. Die Reichsbahn ist für Schnelligkeit. Und mit den „Leichten Güterzügen“ hat sie erreicht, daß Strecken, für die früher 12 bis 15 Stunden gebraucht wurden, jetzt in vier bis fünf Stunden bewältigt werden können. Aber dauernd spielt das Telephon zwischen den einzelnen Stationen. Wenn eben der Zug auf der Station A abgefahren ist, wird von hier zur Station B gemeldet, wieviel Platten mit Waren der „Leig“ bringt, und ebensoviele Platten, mit oder ohne Stückgut, müssen dann auf der nächsten Station zur Mitnahme bereitgestellt werden. Es ist ein wohlgedachter Plan, nach dem sich der Eisenbahnstückgutverkehr von heute vollzieht. Kein Handgriff ist unüberlegt. Nichts ist dem Zufall überlassen. Es gibt eine Art Kursbuch, in dem sich Angaben für mehr als 100 000 000 Güterreisen befinden! Und aus diesen „Ladevorschriften“ wird der Reisedienst für die Güter bestimmt. Die Sammel- und Verteilungsstellen steigern die Beförderungsgeschwindigkeit. Es gibt 61 Sammel- und 65 Verteilungsstellen, die über ganz Deutschland verteilt sind. Und nach einem genau ausgearbeiteten Plan unternehmen die Güter ihre Reise. Die Zeiten der Durchgangsgüterzüge sind den Zeiten der Verteilergüterzüge angepaßt. Aber der „Leig“ schlägt alle! Er ist der Rekordler im deutschen Frachtgutverkehr.

Dem Ziel entgegen . . .

Mit fahrplanmäßiger Genauigkeit hält dieser tausende Güterschuppen seine Zeiten ein. Oft steht er nur eine Minute auf einer Station. Und dauernd ändert er sein Inneres. Wo sich eben noch ein lattengeschütztes Schlafsofa spreizte oder dicke Ballen den Weg versperrten, sind von der nächsten Station ab Kistenstapel aufgerichtet. Es ist ein eiliger Bote, dieser „Leig“. Zwanzigmal und mehr wechselt er im Laufe einer Fahrt seine Fracht. Hunderte von Zentnern nimmt er auf und hunderte gibt er ab. Inhabern von Lebensmittelgeschäften gibt er sogar die Möglichkeit, beispielsweise frühmorgens in der Zentralmarkthalle in Berlin Frischgemüse einzukaufen, einige Stunden später kann es schon in 100 Kilometer Entfernung zum Verkauf angeboten werden. Aber das ist nur möglich, weil die Deutsche Reichsbahn keine organisatorische Möglichkeit unbeachtet läßt, um Zeiterluste durch allzulanges Lagern der Waren oder durch umständliche Reisedeure zu vermeiden. Bei diesen nächtlichen Fahrten greifen aber auch alle Hände zu. Auch der Zugführer beschränkt sich nicht nur auf die Ueberwachung der ein- und aus-



„Willem, auf deine Platte kommt die Butter . . .“

zuladenden Güter. Mit hartem Griff faßt auch er nach den Säcken und Kisten, um sie schnell und sicher in oder aus dem Wagen zu bringen. Und ist wirklich mal ein „Flüchtling“ darunter, ein Stückgut, das bei der Eile der nächtlichen Fahrt übersehen wurde, dann hat man es todsicher an der nächsten Station am Wickel. Denn das ist der große Vorzug der „Leichten Güterzüge“, daß Menschen die Reisebegleiter dieser Stückgüter sind, u. daß sie während der Fahrt in den hellerleuchteten Wagen darüber wachen, daß auch das kleinste Stückgut nicht den Weg verfehlt.

Je mehr Fracht, um so schneller die Reise

Das leuchtet bei oberflächlicher Betrachtung zwar durchaus nicht ein, denn man denkt an Verkehrsverstopfungen, an Platzmangel und ähnliches. Aber das alles kommt für Frachtstückgüter nicht in Betracht. Sie reisen nach einem besonderen Betriebsplan. Und dieser Betriebsplan funktioniert um so besser, je größer der Andrang von Stückgut ist. Wie das möglich ist? Der Morgen dämmerte. Nebel dräuten über den Feldern. Verschwommen zeigten sich in der Ferne die Umrisse der Großstadt. Aber noch immer ist in dem fahrenden Güterschuppen Hochbetrieb. Es wird die „letzte Auswahl“ getroffen. Ein Ruck! Der „Leig“ steht. Klirrend rollt die Schiebetür zur Seite. Und im nächsten Augenblick wimmelt es von hastenden Menschen im Wagen. Es wird kaum gefragt. Und noch larger sind die Antworten. Starke Arme fassen zu. In wenigen Minuten ist der Wagen entladen. Warum aber die Hast am Zielbahnhof? Jetzt kann es doch wirklich nicht mehr auf einige Minuten mehr oder weniger ankommen. Weit gefehlt. Nicht alle Güter haben ja am Zielbahnhof des „Leigs“ ihre Reise beendet. Die Fahrt geht weiter, an irgend einen kleinen Ort. Der „Leichte Güterzug“, der es in der Nacht so eilig hatte, war für diese Güter lediglich der Zubringer zur Sammel- u. Verteilungsstation. Hier warten die Anschlußzüge. Tempo! Tempo! Keine Minute darf verloren gehen. Schon stehen die Durchgangsgüterzüge unter Dampf, die „Ortswagen“ u. „Kurswagen“ sind schon eingeteilt und abfahrbereit. Und hier klärt sich auch die Frage, warum die Reise um so schneller geht, je größer der zu befördernde Warenstapel ist. Sind nämlich genügend Waren mit gemeinsamem Reiseziel vorhanden, dann werden sie in einem „Ortswagen“ verstaubt, der auf dem schnellsten Weg und ohne nennenswerten Aufenthalt seiner Zielstation entgegenrollt.



Wenn andere Leute schlafen . . .

Bilder: Kraska M

So sind die „Leichten Güterzüge“ der Deutschen Reichsbahn zu den flinksten Helfern im Wirtschaftsleben Deutschlands geworden.

Heinrich Miltner

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(1. Fortsetzung.)

Kurz vor dem Bahnhof Zoo hatte er Ann-Christine eingeholt:

„Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie nach Hause begleite?“

Die Frau sah erstaunt auf. Um ihre Lippen spielte ein amüsiertes Lächeln. Sie dachte an den Mann im Kaffee. Und jetzt wollte schon wieder ein anderer sie kennenlernen! Muß ich aber heute merkwürdig aussehen, dachte sie. Dann tauchten Sprühtüpfelchen von Schalk, von Ironie in ihren Augen auf, die im Graue der Straßen auch grau schimmerten. Spöttisch sagte sie: „Sie sind aber sehr leichtsinnig, junger Herr!“

Robert Walter wurde rot. Rot bis hinter die ein wenig abstehenden Ohren. War das eine Stimme! So und nicht anders mußte diese Frau sprechen.

„Wie so, warum,“ stotterte der junge Leutnant. Selten ungeschickt benahm er sich. Es war ein beschämendes Gefühl, aber es war auch nicht zu bekämpfen. Dann sagte er zu sich selbst „haltung“ und zu Ann-Christin „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Robert Walter.“

„Nett von Ihnen. Direkt sympathisch. Selten in Berlin?“ fragte die warme, heisere Stimme. „Sind Sie nicht leichtsinnig?“

„Aber warum denn bloß?“ Er nahm sich vor, der Don Juan zu sein, der er stets in Gedanken war und meinte mit einem allerdings immer noch etwas hilflosen Lächeln: „Wenn ich auch nicht wie der Herr Faustus ihren zarten Arm zu tragen bitte, so kann ich doch wenigstens darum bitten, neben einer schönen, jungen Dame einhergehen zu dürfen.“

„Sie scheinen ja in der Schule ganz fleißig aufgepaßt zu haben. Oder ist die sogenannte Bildung hinterher angeeignet worden?“ fragte die Frau mit gutmütigem Spott. „Wenn Sie von mir nicht verlangen, daß ich ein Gretchen spiele, kommen Sie halt ein Stück mit. Erzählen Sie was Nettes. Im übrigen, damit Sie endlich wissen, weswegen ich Sie leichtsinnig nenne: ich wohne in Karlshorst. Das dürfte ein Stückchen Weges sein!“

„Umso besser“, wagte der junge Mann nun schon etwas erleichterter festzustellen.

„Oh nein, Warschauer Brücke werfe ich Sie raus aus dem Zug“, fiel Ann-Christin ein.

Der Zug lief gerade ein. Er war nicht voll. Mit ihnen stieg nur noch ein Herr ein. Es war reichlich Platz ohne ein störendes Gegenüber.

„So, so, Sie wollen also mit mir anbandeln. Lange genug hat es ja gedauert, bis Sie den Mut fanden. Sie müssen nämlich nicht denken, daß eine Frau nicht sieht — auch wenn sie nicht sieht! Sogar wenn es ein ganz junger Dachs ist. Zehn Jahre mindestens bin ich älter als Sie. Sollten Sie etwa noch für die sogenannte reife Frau schwärmen? Und nun —“

Ann-Christin konnte recht kokett sein, wenn sie wollte. Und eben wollte sie. Der Junge gefiel ihr. Jedenfalls hatte er gepflegte Hände. Ein großes Plus. Der an sich gut geschnittene Anzug sah ihm allerdings, als ob er sich nicht ganz wohl in ihm fühlte. Sonst wird er wohl Uniform tragen! Welche wohl? dachte sie weiter und ließ währenddessen angenehme Dinge erzählen. „Na, ich bin doch schon Mitte Zwanzig und Sie sind bestimmt nicht älter!“

„Gar nicht ungeschickt. Weil's ehrlich klingt,“ Ann-Christin lachte leise und vergnügt. Dann äußerte sie sich aber nicht weiter darüber, wie alt sie sei.

Und der junge Leutnant dachte: wahrhaftig, so ganz jung sieht sie eigentlich von nahe nicht mehr aus. Ihre Augen hatten tiefe Ringe. Nicht wie von einer verbummelten Nacht. Mehr so, als ob das Leben die Augen immer größer werden ließ. Vielleicht vor Staunen über die Härte des Lebens, daß die Haut unter den Augen tiefer und tiefer gedrückt wurde, bis sie sich falten mußte. War das etwa, weil sie mit dem zweifelhaften Kavallerier, dem Baron Ricci, alias Dr. Karthesius, irgendwie im Zusammenhang stand? Plötzlich fiel ihm das wieder ein und eine bremsende Röte zog über sein frisches, junges Gesicht.

In demselben Augenblick schien auch eine Blutwelle über Ann-Christins Gesicht zu fluten. Der Mann beobachtete, wie sie mit der linken Hand in die Completeltasche faßte, einmal kurz zurückfuhr, dann wieder in die Tasche griff. Ein beinahe ratloser Ausdruck erscheint

in ihren Augen. Da dachte der Mann nichts anderes, als daß er ihr helfen wollte. Irgendwie helfen, indem er erst einmal heftig auf sie einzureden begann: von Berlin, von seinen Vororten, von der Provinz „ja, eigentlich ist es immer nur die Provinz, die den Unterschied aller Länder aufzeigt — nicht die Weltstädte. Schließlich heißen sie deshalb ja auch Weltstädte. . .“ Stundenlang hätte er weiterprechen können zu dieser Frau, die ihm nicht antwortete, nur immer liebenswürdig, aber ein klein wenig hilflos lächelte.

Plötzlich fuhr sie hoch, als ob sie erwachte. „Jetzt kommt „Warschauer Brücke“. Sie müssen aussteigen.“

„Aber nein.“

„Doch, doch, Sie müssen.“

„Ich muß gar nicht.“

Mit großen Augen guckte sie ihn an. Ganz leicht zuckte es um ihren Mund, als sie freundlich sagte: „Oh doch — wenn Sie mich nämlich wiedersehen wollen.“

Polizeileutnant Robert Walter stand stramm: „Wann darf ich Gnädigste wiedersehen?“

„Vielleicht übermorgen.“

„Wo?“

„Am Zoo um 9 Uhr.“



Unverzüglich ging er ans Telefon

Eine knappe Verbeugung, ein flüchtig liebenswürdiger Händedruck. Die Tür schlug zu, der Zug fuhr. Ann-Christins Gesicht entspannte sich. Was war da in ihrer Tasche? Sie sah sich um, als hätte sie ein schlechtes Gewissen. Dann zog sie ihre Hand aus der Tasche und hielt darin eine Perlenkette — die Frau sprach es leise vor sich hin: Eine Perlenkette in ihrer Tasche! Wie war so etwas möglich?

Winzige Falten erschienen zwischen ihren Augenbrauen. Sie biß sich auf ihre volle Unterlippe. Sie sah nicht zum Fenster hinaus wie sonst immer auf ihrem Heimweg. Die Bäume, die Blumen, Wiesen und Laubentkolonien flogen unbeachtet an ihr vorbei, sie starrte auf die Kette. Ein eigenartiges Muster hatte das Schloß. Wertvoll mußte es sein. Ueber Schmutz wußte die Frau Bescheid. Aber nicht, wie dieser Schmutz in ihre Tasche geraten war. Warum eigentlich hatte sie ihn nicht gleich im Beisein dieses jungen Menschen aus der Tasche gezogen, mußte sich Ann-Christin plötzlich fragen. Oder stammte die Perlenkette etwa von ihm? Warum das? Wollte er die Kette los werden? Nein, nein! Dieser Junge konnte kein Dieb sein. Das zu glauben, war ihr innerlich unmöglich. Aber wie konnte diese Kette in ihre Tasche gekommen sein?

Karlshorst — instinktiv hatte die Frau aufgeschaut. Karlshorst — richtig, hier mußte sie aussteigen. Die Bahnhofsuhr zeigte auf fünf Minuten vor sechs. Es war schon reichlich spät. Zwanzig Minuten ging sie und um sechs Uhr 15 war Irmgard Cohrs zur Stunde angemeldet.

Ann-Christin steckte den Schlüssel in ihre Tür und öffnete. Es war eine reizende kleine Wohnung, die sie nach ihrer Scheidung bezogen hatte. Ernst und Ann-Christin gehörten zu den seltenen Ehepaaren, die sich in vollem Frieden getrennt hatten. Eines Tages hatte er zu ihr gesagt: „Ann-Christin, ich achte Dich und hab Dich lieb wie eine Schwester. Aber ich kann Dich nicht mehr so lieben, wie Du es verlangen kannst. Ich müßte Dich betrügen und dafür bist Du mir zu schade.“

Ann-Christin hatte damals die Augen gesenkt. Sie betrachtete interessiert ihre schlanken Fesseln und ihre neuen Schuhe, sie betrachtete interessiert ihre Hände und ihre Finger spielten leise miteinander. Dann sagte sie etwas langsam und vielleicht war ihre Stimme etwas belegter als sonst, aber sehr, sehr freundlich. Beinahe als spräche sie zu einem Kind klagend ihre Worte: „Gewiß Ernesto, ich verstehe Dich. Dann werden wir uns halt trennen. Ich will Dir natürlich kein Klotz am Bein sein. Vielleicht kann ich wieder anfangen zu singen, bestimmt aber kann ich Stunden geben.“

Damals war diese Frau dreißig Jahre alt gewesen und der Mann siebenundzwanzig. Damals gab es viele Freunde, Bekannte und gute Anverwandte, die da sagten: der Ernst ist doch ein schätzbiger Kerl. Seinen Doktor hat er sich von der Ann-Christin bezahlen lassen. Dann hat er sie geheiratet, als sie eine schöne, junge, gefeierte Künstlerin war und jetzt gefällt sie ihm auf einmal nicht mehr.

Ernst und Ann-Christin ließen sich nicht darein reden. Vielleicht auch schwieg die Frau so still, weil sie wußte: ich kann nicht haushalten mit Geld, mit dem Geld, das der Ernst jetzt verdient. Und — ich kann nie ein Kindchen haben.

Ernst von Decken ging in die Welt hinaus. Er hatte einen Vertrag mit verschiedenen, großen, deutschen Zeitungen, Artikel über Südamerika zu liefern.

Ann-Christin zog in die kleine Zweieinhalb-Zimmerwohnung in Karlshorst. Zu ihr in das halbe Zimmerchen zog die gute, alte Marie, die die ersten Tränentropfen, die über runde Kinderbäckchen liefen, getrocknet hatte. Die gute, alte Marie mußte auch jetzt manchmal wieder ganz vorsichtig mit ihren runzlichen Händen über die schönen, glatten Hände der großen Ann-Christin streichen, wenn eine Träne sich darauf verirrt hatte. Wenn die dummen Augen geschwitzt haben, sagte Ann-Christin dann etwas verlegen. Sie ging an ihren Flügel und intonierte ganz leise:

Es war immer ein großes Glück,
Es war ein wunderschönes Märchen,
Es ist vorbei — es kommt nie mehr zurück.
Ich hab' es so gewollt!

Nach solchen Stunden, in denen die Frau auch zu ihrer Seele „Du“ gesagt, ein Du, das sie sonst nur in schlaflosen Nächten fand, während sie am helllichten Tag krampfhaft in einem „Sie“ einen Abstand gegen alle Ruh und Unruh innerlich zu bewahren versuchte — nach solchen Stunden mußte jeder, der sie sah, denken: so traurig ist der Blick, so müde sind diese Augen, so sehr traurig — was mag diese Frau wohl durchgemacht haben?

*

Dr. Karthesius — so hatte er es nämlich für angebracht gehalten, sich Frau Ann-Christin vorzustellen, wartete auf einem Postamt. Die Fernverbindung nach Hamburg dauerte erstaunlich lange. Es war allerdings auch schlechte Zeit zu telefonieren. Aber der Chef —

„Hallo, Ferngespräch nach Hamburg. Wollen Sie bitte an den Apparat dort gehen?“

Karthesius trat in die Zelle und meldete sich.

„Zufrieden mit der Frau?“ kam sofort eine Frage zurück.

„Geklappt im Kaffee hat es. Die weitere Ueberwachung liegt in den Händen von Müller III.“

„Kommt gar nicht in Frage. Sie haben den Vorschlag gemacht. Sie stehen gerade dafür. Sie werden sich also selbst darum kümmern.“

Es machte knacks im Apparat. Karthesius wußte, der Chef hatte abgehängt, der Chef war unzufrieden. Seit wann aber war es seine Aufgabe, Aufpasser zu spielen? Er — der große Mann in Berlin! Allerdings, diese Frau war ein wichtiger Fall.

Es mußte eine neue Frau für den Betrieb herangezogen werden. Er hatte sich große Mühe gegeben, die richtige zu finden. Die interessante, aber unnahbare Ann-Christin von Dedden-Reinhardt, die aus unergründlichen Motiven ihrem geschiedenen Mann da unten irgendwo in Südamerika nachtrauerte, die früher berühmte Sängerin, die in so viel reiche Häuser kam, zu der so viel reiche Schülerinnen ins Haus kamen — diese Frau mußte zur Hochstaplerin wie geschaffen sein.

Schön, er würde sich ihrer annehmen. Ueberhaupt, vielleicht konnte man sich mit dieser Frau selbständig machen. Der Druck von Hamburg paßte dem schönen Harry Karthesius schon lange nicht mehr.

Das war eine ganz große Idee! Der Mann sah schon einen Haufen Scheine in seiner Brieftasche und einen Haufen Hartgeld in seiner Hosentasche, das er nicht mehr abzuliefern brauchte. Wenn die Frau erst durch Gewissenkonflikte weit genug getrieben war, mußte sie eine Hochstaplerin werden, wie sie im Buche steht. Freundin Carla hatte zurückzutreten. Sie war sowieso in der letzten Zeit recht anspruchsvoll geworden.

Er war in seiner Wohnung angelangt. Unverzüglich ging er ans Telefon und drehte die Scheibe. Carla meldete sich.

„Höre mal, mein Schatz, ich muß verreisen.“

„Na, fein.“

Der schöne Harry war verblüfft. „Ja, gewiß“, sagte er reichlich dumm und verlogen. „Ich weiß aber noch nicht auf wie lange. . .“

„Oh, das macht fast gar nichts. Ely kann mich sehr gut vertreten. Sie hat ganz meine Figur. Neulich erst hat sie scherzhalber mein Strandkostüm vorgeführt.“

Harrys Augenbrauen zogen sich zusammen. Er nahm allen einem Mann in solchen Augenblicken überhaupt verfügbaren Mut zusammen und sagte: „Nein, Schatz, Du kannst nicht mitkommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gesellen wandern auch in diesem Jahr

Aufruf der DAF

Junghandwerker, bist Du Dir schon über die Bedeutung des Gesellenwanderns der DAF für die Zukunft des gesamten Handwerks im klaren? Weißt Du, daß das Gesellenwandern Berufserziehung bedeutet? Weißt Du, daß man neben den Schönheiten unseres deutschen Vaterlandes in den Werkstätten, die während der Wanderschaft berührt werden, sein berufliches Können vervollkommen kann? Es gab eine Zeit im deutschen Handwerk, da war das Gesellenwandern eine Selbstverständlichkeit, ja es war sogar so, was alte Jungfersehe aus dem 14. Jahrhundert befehlen, daß der Geselle, der nicht wandert, auf keinen Fall als vollwertiger Handwerker angesehen werden kann. Erst mit Einwirkung der jüdischen Gifte des vergangenen Jahrhunderts verschwand das Wandern im Handwerk. Und aus dem ehemals schmucken wandernden Handwerksgefellin war der Tittelbruder geworden. In Anbetracht der Bedeutung des Wanderns „charakterliche und berufliche Erüchtigung“ hat die DAF sofort den alten Brauch wieder aufgegriffen und erwartet, daß in Zukunft die Besten des Nachwuchses, ehe sie ihre Meisterprüfung ablegen, sich am Gesellenwandern beteiligen. „Das Deutsche Handwerk“ in der DAF gibt durch das Gesellenwandern dem Junghandwerker die Möglichkeit, sein berufliches Können zu vervollständigen. Aber nicht nur in beruflicher Hinsicht liegt der Wert des Gesellenwanderns, sondern vor allem in der charakterlichen Ausrichtung, die der Junghandwerker auf der Wanderschaft erfährt. Alle Meister werden deshalb gebeten, ihren Gehilfen, soweit sie Interesse für das Gesellenwandern haben, die Beteiligung möglich zu machen, indem sie sich bereit erklären, einen Austauschgefellin aufzunehmen. Die Dauer der Wanderschaft beträgt 2 Monate. Es ist statthaft, daß der Meister während dieser Zeit eine Aus- hilfe zu sich nimmt. Die Austauschzeit, also die Bleibezeit des wandernden Gesellen am Austauschort, beträgt 9 Monate. Der Meister muß sich verpflichten, für diese Zeit den Austauschgefellin in Arbeit zu behalten. Vom Junghandwerker, der sich am Wandern beteiligt, werden folgende Pa- piere verlangt:

1. Mitgliedsbescheinigung der DAF,
2. Gesellenprüfungszeugnis
3. polizeiliches Führungszeugnis,
4. politisches Führungszeugnis,
5. eidesstattliche Gesundheitsklärung,



Unsere Jugendherbergen laden zur Rast ein.
Jugendherberge zu Grünhain.

thopädisten. Die Kreis- und Ortschaftsmeister geben jedem Meister und Gesellen gern weitere Auskunft. Der erste Abmarsch von Gesellen im Jahre 1937 wird 8 Tage vor dem 1. Mai 1937 durchgeführt.

Werkstattwandern für weibliche Gesellen im Handwerk!

Um den weiblichen Gesellen des Handwerks die Möglichkeit einer beruflichen Vervollkommnung zu bieten, hat die Abteilung Gesellenwandern und -austausch des Deutschen Handwerks in der DAF im Jahr 1937 erstmalig ein Werkstattwandern für weibliche Gesellen in Aussicht genommen. In Frage kommen folgende Berufe: Damenschneiderinnen, Buchmacherinnen, Pelznäherinnen, Frisöfen, Fotografinnen. Allerdings werden die Gesellinnen dieser Handwerke nicht auf der Landstraße wandern, sondern in Form eines Werkstattwanderns mit der Eisenbahn ihren Bestimmungsort aufsuchen. Alle Interessenten werden aufgefordert, sich bei der zuständigen Kreis- und Ortschafts- handwerksverwaltung der DAF die notwendigen Unterlagen auszuhändigen zu lassen. Bewerberinnen unter 19 Jahren können nicht berücksichtigt werden. Im Uebrigen bestehen dieselben Bedingungen wie bei dem Gesellenwandern für männliche Gesellen.

Freies Wandern für Bauhandwerker beim Gesellenwandern 1937!

Zum Unterschied zu den anderen Berufsarten des Handwerks ist zum ersten Mal für das Bauhandwerk ein freies Wandern vorgesehen; also nicht ein Wandern auf eine bestimmte Zeit, um einen Austauschplatz anzutreten, sondern



—*— altem Handwerksbrauch.

In der in Schlettau ansässigen Familie Runzmann wird seit 300 Jahren das Fleischerhandwerk ausgeübt. Auch in diesen Tagen unterzog sich ein weiterer Angehöriger der Familie der Meisterprüfung. — Nach altem Handwerksbrauch wurde der mit Bändern geschmückte „Meisterochse“ durch die Straßen der Stadt geführt.

kann sich der Wandernde sein Ziel selbst suchen. Hier können sich auch arbeitslose Kameraden des Bauhandwerks melden. Dieselben erhalten bei keiner Arbeitsmöglichkeit ihren Unterstützungssatz vom Arbeitsamt ausgezahlt. Die Ausstellung eines Wanderscheines beim beheimateten Arbeitsamt ist notwendig.

Wir hoffen, daß die Beteiligung aus dem Bauhandwerk recht gut wird. Ueber die weiteren Bedingungen gibt die Kreis- und Ortshandwerkswaltung der D.M.F. Auskunft. Im Uebrigen gelten dieselben Bestimmungen wie für das allgemeine Gesellenwandern.

Nooch'n Feierohmd



's Sauschlachtn noch dr mogern Zeit

(Eine wahre Geschichte unter falschen Namen.)

Ne Müller-Fred sei Schwiegervater war Flääscher, un wie dr Krieg e Weile vorbei war un de Flääscher 's Geschäft wieder esu betreiben konntn wie sistern, do schlachtet ah dar wieder für sich salberscht. Für'n Fred war su e Sauschlachtn nooch dar langn Zeit, wu's nár alles of Markt un östersch ah gar nischd ze kaafen gob, e gruze Fräd. Wenn 's Sauschlachtn früh asing, do machet 'r sich feder, üm, wie 'r mahnet, miet ben Wellflääscherneidn ze halsn; denn doß 's ne Fred nár üms Frassin ze tue war, dos soget 'r net. Oder trohdam, esu viel brauchet 'r net, doß 'r sen'n Schwiegervater arm gefrassn hätt, wenn ah de Säu zor domoling Zeit net esu von Fett triesn tät.

Enes Togs kam nu ne Fred sei Schwaster ze Besuch. Dar drzehlet'r natürlich ah von Sauschlachtn un esu, un do hot die of emol ah e gruf's Brlange, e setts Sauschlachtn mietzemachn. Dos ging ah. Dr Fred brauchet nár ze maldn, doß of'n Donnerstig noch e Wellflääscherneidner meh' do wär, un schie klappet dr Loden.

Für dr Elf, dos war de Schwaster von Fred, war dos natürlich e großes Fast. Se schniet schie ziemlich lang miet un ah ganz richtig für 'ne Late; asn oder tat se kä änzigs Stückl, wenn ah dr Fred, dar drnabn stand, immer nár von Affen streitn tat un off beedn Baadn käue tat wie ne siebtköppete Raup.

„Erscht später“, mahnet se immer nár, weil 'rsch zen Flääscher noch ze früh war un weil se erscht wos gemacht hobn will, eh se dodrmiet asing. Erscht de Arbet, dann 's Brngnüg! Esu war 'sch ses von drham aus gewöhnt, un do sollt de gute Erziehung ah ben Sauschlachtn kä Loch kriegn. Also schniet de Elf tapfer Flääscher, un dr Fred tat abn esu tapfer setts Zeig drdrückn. Manchmol schub 'r dr Elf e Stück Wellflääscher hie, immer nár e besonnersch guts Stückl un ah net ze fett; oder jedesmol krieget 'r 's Stück wieder zerück, doß 'r sei bal' argerlich worn wär. Oder esu weit kam's doch net. Wie nämlich dr Fred emol von seiner Arbet in dr Höh gucket un sei Schwaster Elf aschielet, do merket 'r de Beschering, die sohng ja esu weiß wie e ohgewaschener Suppentaller un stieret mit de Mogn wie ne klän'n Franz sei zertracht's Schautelpaar Sonntigs noochmittigs. Un dr Elf ihre Nos' erscht! Als wenn se de Sau drmietet drstochn hätt, esu spizig sohng 's Ding aus un ah ganz weiß. Als ob dr Fred net merket, wos lus wär, freget 'r esu damisch, ob'r ewos sahln tät. Un tatsächlich, de Elf mahnet mit ener Kraft, die mr in dr äußern Hüll gar net vrmut't hätt: „Mir? Nä!“ „Nu gute Nacht!“ dacht dr Fred bei sich un sohng de Elf grie un graa warn. Von Gesicht sohng mr vir lauter Greißlichkeit sei bal' nischd meh', un of dr Stirn standn de Schwächstropfen esu gruf wie aufgequollene Zuckererbsen. De Nos' oder war noch ewing spiziger worn, als wollt se dr nei'n Kaffeekann ihrer Schnauz Konkurrenz bieten. Do packet se dr Fred a un schleppet se nei in dr Küch' of'n Kannepee. Un dodrbei tat'r immer ner frögn, ob ihr wos sahln tät. „Dar Fettaeruch“, murmlet do de Elf mit ener Stimm, als wär'sche salberscht geschlacht't worn, „nár dar damische Fettgeruch.“

Do stand nu de ganze Familie üm 'r rüm, un ah de Dienstleit glogetn de halbtute Wellflääscherneidern ah. Erscht nooch ner reichling Stund war de Elf wieder esu, wos mr sistern labandig nenne tut, oder von dr Sau wollt se ah ihe nischd hör'n, sahe un hobn. In dr Kannepee kuet se zelegt nár e hart's un treich's Dreierbrotel un trank e Tass' Familienbrüh drzu. Alles annere tat se ganz bestimmt ablehne. Spöter schaffet se dr Fred wieder ehem. An dr frischn Luft wurd se sachte wieder. Wenn aber dr Fred von Sauschlachtn streitn tat, do mahnet se allemol, 'r konnt doch ah emol von wos annern streitn.

Drham ging de Elf zeitig ins Bett un schlief bis zun Morgn. An annern Tog oder wollt se ne Fred eistreitn, 's wär 'r eigentlisch net richtiggehend schlacht gewasn, 's wär nár dr damische Fettgeruch dra schuld, un außerdem dar nár off ganz mogersch Zeig eingestellte Markenmogn. Dr Fred saht dodrauf nischd, oder vrgassin tat 'r 's ersie Sauschlachtn nooch dar mogern Zeit genau esu wing wie de Elf salberscht. Nár do drüber war 'r sich nooch dar Erfahrung mit seiner Schwaster Elf net meh' ganz klar, wie 's nämlich en Menschn ze Mut sei müßt, dann's richtiggehend schlacht wür un epper net bluf von Fettgeruch un von Markenmogn wie seiner Schwaster, dr Elf, beim erscht'n Sauschlachtn nooch dar mogern Zeit.

W. Th.

Arzgebirgische Schnorken

• Von Walter Schimm, Chemnitz.

De Flurgarderob.

„Bos hast de dä am Kopp vir ne Beil, Paul?“

„Ach, iech hob mieh an dr Flurgarderob gestufn, Max!“

„Kenn iech, kenn iech, iech hob ohmds a ne Flurgarderob.“

Immer wenn iech e bissel spöter aus'n Wärtshaus ehäntomm, stiecht de Flurgarderob in de Strümp off dr Trepp un empfängt mieh mit'n Ausklopper.“

De Hufntrager.

Dr Kreiterich-Karl hatt ze Weihnachtn von seiner Fraa paar Hufntrager geschenkt gekriegt. Edder fümf Wochen drnooch ginge se odr schie wieder aus'n Veim. Dos war dr Christel übr dr Hufschnur un se ging ben Knabber-Gust, von dan se die Dinger gekaast hatt, wieder hie un beschweret sich: „Herr Knabber, die Hufntrager, die iech ze Weihnachtn bei Ihne gekaast hob, ginne schie wieder kaputt!“ Do saht dar Brkäuftr drollig drauf: „Iech hob Se's doch geleich gefaht, Frau Nachbern, war bei mir kaast, sinnt bald wieder!“

Dr Beweis.

Ne altn Kilian-Leberedht hattn se enes Morgns tut vir seiner Haustür aufgefunden. Sei Freund, dr Säler-Ditto, wur nu, do ar viel mit'n Leberedht zesamm war, von Schandarm vronomme, weil geklärt warn sollt, ob's Ugelücksfall odr Selbstmord oewasn is, wos ne Leberedht aus'n Labn scheidn lieh. „'s is Ugelücksfall, harr Schandarm!“ saht dr Säler-Ditto. „Woraus wolln Sie dä dos schlieh, harr Seiser?“ frug dr Schandarm. — „Nu, wie iech gehört hob, soll dr Leberedht noch ne halbe Flasch Schnaps in dr Tsch gehatt hobn, wie mr ne sand. Un dodraus schlieh iech Ugelücksfall, harr Schandarm!“

Kostümfest beim Buchholzer Männerchor

„Sei da dos wirklich Buchholzer Mäd?“ so wurde ich gefragt, als ich das wohlgelungene Bildchen aus der Kamera des Photographen R ö h - Annaberg zur Veröffentlichung in den Erzgebirgischen Heimatblättern vorlegte und in der Tat freuen wir uns mit unseren Lesern nicht nur über das schmucke Bildchen, sondern vor allem über die hervorragenden Leistungen des Balletts, welches 16 junge Damen des Buchholzer Männerchor gestellt hatten. Frau Hildegard Weißbach-Walther hatte die Tanzvorführungen eingeübt, welche mit als Glanzpunkt der Veranstaltungen des Kostümfestes zu gelten haben, welches am vergangenen Sonnabend der Männerchor unter der Parole „Vor 100 Jahren“ veranstaltete. Die Tageszeitungen haben über die Veranstaltung hinreichend berichtet, uns aber ist es eine Freude, auch im Bilde noch einmal daran zu erinnern. Wenn das Fest uns all die Bilder aus vergangener Zeit präsentierte, dann war es, als wenn die Besucher des Festes ein schönes Bilderbuch aufschlugen und Seite um Seite sich daran erinnerten, wie es vor 100 Jahren ausgesehen hat.



Da offenbarte sich nicht nur der ganze Reichtum der Biedermeierkostüme, buntgebänderte Keisröcke der Damen, farbige Fracks der Herren, man ließ auch die Künstler jener Zeit zu uns sprechen. Der Balladen-Dichter Karl Löwe kam zur Geltung, Spitzwegs wundervolles „Ständchen“ erlebten wir und ließen den Zauber seiner Kunst, der uns auch bei der Betrachtung des Bildes vom armen Poeten, den wir hier auf dieser Heimatblattseite abgebildet sehen, auf uns einwirken. Wie konnte es bei alledem anders sein, daß auch der Walzerkönig Strauß zu seinem Recht kam und daß wir eben von dem Ballett den Kaiser-Walzer vorgetanzt bekamen in einer Weise, die begeisterten Anklang fand und die es verdient, hier noch einmal festgehalten zu werden. Unvergeßlich bleiben die Stunden allen denen, die das Kostümfest des Buchholzer Männerchores miterlebt haben. Den verdienstvollen Gestaltern, vor allem aber dem Leiter, Kurt Mitte, sei an dieser Stelle noch einmal Dank gesagt für all die Gaben heit'zer und schöner Kunst.



Ein
Spitzweg-
Bild
erlebt
im
Film



„Der
arme
Poet“

Alfred Abel
spielt den
Poeten Knips
in dem
Ufa-Film
„Hofkonzert“